P.P.
5430 Wettingen 2

Donne che scrivono
Netzwerk schreibender Frauen
Réseau de femmes écrivaines
Postfach 2187, 5430 Wettingen 2

Nr. 20, Januar 1996

BULLETIN

Das Netzwerk schreibender Frauen in seiner ganzen Vielfalt

Frauen brauchen einen langen Atem

Obwohl ständig betont wird, dass Frauen doch heute keine Probleme hätten, ein Buch zu veröffentlichen, ja dass sie sogar die grösseren Chancen hätten als Männer, zeigt ein Blick in die Zeitungsfeuilletons: Besprechungen von Büchern von Frauen nehmen wesentlich weniger Platz ein als solche von Männern. Und sie stehen kaum an prominenter Stelle. Isolde Schaad erinnert in ihrem Brief ans Netzwerk daran, dass an Frauen nicht gedacht werde, wenn von der Schweizer Literatur die Rede sei, und sie erinnert auch daran, dass dies nicht einfach Zufall sei, sondern Absicht, «und das ist dann blanke Diskriminierung».

Ein Blick hinter die Kulissen der Literarischen Kommissionen, die Werkbeiträge und Preise an Autorinnen und Autoren verteilen, deckt die gleichen Realitäten auf. In einem Verhältnis von zwei zu eins erhalten Männer und Frauen Gelder zugesprochen. Diese Quote wird bestätigt, wenn etwa die Beteiligung von Autorinnen und Autoren bei den Solothurner Literaturtagen oder bei den Holozän-Lesungen ausgezählt wird. Wie eine Holozän-Autorin ihren Auftritt erlebt hat, schildert Bettina Spoerri. Bei dieser Veranstaltung wird aber noch etwas anderes deutlich: An den Diskussionen zu den Texten beteiligen sich kaum Frauen, und wenn sie sich zu Wort melden, fallen ihre Voten wesentlich kürzer aus.

Dabei hätten Frauen einiges zu sagen. Zum Beispiel in diesem Bulletin. Das Netzwerk schreibender Frauen nimmt die Gelegenheit wahr und legt anlässlich des 5. Schweizerischen Frauenkongresses, der vom 19.-21. Januar 1996 in Bern stattfindet, ein Bulletin vor, in dem sich Netzwerk-Frauen und Gastautorinnen zu ihrem Schreiben, zur Situation als schreibende Frauen und zur Literatur äussern, wie dies im Netzwerk seit Februar 1990 getan wird. Maja Wicki weist auf die schwierige Situation der allein schreibenden Frau hin, die in ihrer Isolation auch die Sprache verlieren könnte. Hier bietet das Netzwerk Möglichkeiten, mit den eigenen Texten zu andern Frauen zu gehen, das Schreiben zum Thema zu machen, ein Schreiben, das vielleicht auch Schweigen enthält, wie es Elisabeth Wandeler-Deck wünscht.

Doch Schweigen wird dort zum Problem, wo es verordnet ist. Darum ist es so wichtig, dass sich Frauen einmischen, schreiben, nicht aufgeben, auch wenn die Erfolge nicht unbedingt direkt sichtbar sind. Es braucht einen langen Atem. Isabel Morf weist in ihren Recherchen nach, dass Frauen als Journalistinnen nur allzu schnell auf Nebengeleise abgeschoben werden und damit auch nicht mehr ernst genommen werden müssen. Doch mit der ihnen eigenen Beharrlichkeit machen Frauen weiter. Unterstützung finden Frauen auch, wenn sie sich mit den Texten anderer auseinandersetzen. Madeleine Marti erzählt von ihren Kursen über Literatur. Denn in Büchern lesen heisst immer auch im eigenen Leben lesen.

Selbstverständlich haben sich neben den schreibenden Frauen auch Frauen aus anderen Bereichen zusammengeschlossen. In Bern gibt es das Frauen-Kunstforum, in dem zwar in erster Linie Ausstellungen zu sehen sind, das aber mit seiner Bibliothek und seinem Café ein eigentlicher Treffpunkt für Autorinnen, bildende Künstlerinnen, Musikerinnen, Malerinnen etc. geworden ist. Ester Adeyemi stellt das Frauen-Kunstforum vor und rührt einen wunden Punkt an, nämlich die Finanzen. Gleichzeitig plädiert sie für die spartenübergreifende Zusammenarbeit der kulturschaffenden Frauen.

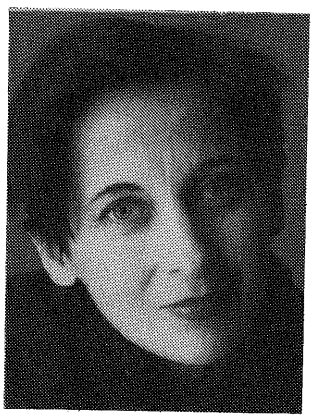
Schriftstellerinnen sollten sich jedoch nicht nur mit anderen Künstlerinnen zusammentun, ebensowichtig sind Kontakte zu Politikerinnen. Die SP-Nationalrätin Barbara Haering Binder ruft auf zur Einmischung in die politische Diskussion überhaupt ohne Beschränkung auf kulturpolitische Fragen.

Das Netzwerk schreibender Frauen gibt es seit 1990. Schlagzeilen macht es kaum, was manche bedauern mögen. Vieles läuft im Hintergrund. Die Fäden laufen zusammen – und das ist entscheidend – im Sekretariat bei Maria Iori, ohne deren Schattenarbeit auch dieses Bulletin nie zustande gekommen wäre. Was die Netzwerk-Frauen verbindet, ist die Sprache, mit der sie sich ausdrücken, ist das Schreiben, das ihnen so wichtig ist, dass sie es nicht lassen können.

Liliane Studer

Über die Bedeutung unseres Netzwerks: Rückblick und Bestandesaufnahme

Alleinsein und Nichtalleinsein – mehr Zustände als diese zwei gibt es nicht



Maja Wicki, 1940, Dr. phil., Publizistin und Dozentin, Zürich.
Buchveröffentlichungen:
1983: Simone Weil. Eine Logik des Absurden.
1991: Wenn Frauen wollen, kommt alles ins Rollen.

Mitte der achtziger Jahre schrieb ich einen Text, der vom Alleinsein und Nichtalleinsein handelte. Er erschien in der Wochenbeilage einer Tageszeitung und ging wieder vergessen. Ich habe kein Exemplar mehr davon. Ich hielt dort fest, dass die zwei Zustände unablösbar miteinander verbunden sind, dass jeder die schmerzliche Begleit- und Kehrseite des anderen ist. Ich weiss noch, dass mir beim Schreiben gewahr wurde, wie früh und unausweichlich ich in Sprache und Sprachen eingepackt und eingebunden worden war, in ganze Hüllen und Schichten von Wörtern, dass ich gar nie wirklich allein, nie sprachfrei, sondern immer umsprochen, besprochen, fremdbestimmt gewesen war – und daher wohl so lange keine Sprache für mich finden konnte. Eine Wehrlosigkeit war die Folge, die ich während meiner ganzen Jugend mit Auflehnung wettmachte. Als ich dann erwachsen war und eine Schar kleiner Kinder zu betreuen hatte, wiederholte sich alles: ich lehrte die Kinder Wörter und Bedeutungen, Sätze, Verse und Lieder, sie vermissten vielleicht die vorsprachliche, noch sprachfreie Welt, ich kann es nur ahnen, und ich vermisste als Schreibende das Alleinsein – und fühlte mich aber zugleich alleingelassen mit allen Aufgaben, die auf mir lasteten. Selbst die Träume wurden Lasten, liess doch die bleierne Müdigkeit der Nachtstunden keine Sprache zu. Die Texte wurden von ihr weggedrückt und weggeschluckt, schien mir; und was selten trotzdem Gestalt annahm, blieb Fragment.

Alleinsein und Nichtalleinsein blieben ambivalent, auch als die Kinder gross und ausgeflogen waren und als ich das Schreiben zu meinem Beruf machte. Über die sich spröd verweigernde Sprache, über die sich mir entziehende Sprache, über die Sprache als Wille und Vorstellung, über die Sprache als Entweder-Oder, über die Sprache als eigenständiges Subjekt in der Doppeltheit meiner sprachbestimmten eigenen Unvollkommenheit – über so vieles liess sich nicht sprechen, mit niemandem liessen sich diese Mangel- und Entzugserfahrungen besprechen. Auch war mir unklar, was mit den – gegen alle Widerstände entstandenen – Sprachstoffen, mit den – je nach Jahreszeit, je nach Tag- und Nachtzeit, je nach Herzensleichtigkeit oder Weltenschwere – feinen und schweren Stoffen zu geschehen hatte, wenn die Tageszeitung, für die ich damals hauptsächlich arbeitete, dafür weder Platz noch Interesse hatte. Es ging mir nicht anders als den Frauen, die vor mir, manchmal Jahrhunderte vor mir, geschrieben hatten. Die Klagen der Rahel Varnhagen etwa konnte ich zitieren wie meine eigenen.

Die Frauen, die Ende der achtziger Jahre beschlossen, sich im Netzwerk schreibender Frauen zusammenzutun, wünschten, einen kleinen Teil ihres Alleinseins zu sprengen. Es waren nicht viele, sie hatten Platz an einem Tisch. Zu den ersten zählten Ursula Eggli, Erica Brühlmann-Jecklin, Salomé Kestenholz, Romie Lie, Esther Spinner. Ich gehörte bald auch zu ihnen, und mit mir weitere Schriftstellerinnen und Journalistinnen, so Elisabeth Wandeler-Deck und Hedi Wyss. Kristin T. Schnider, die damals das Sekretariat leitete, hatte mich eingeladen. Was uns damals beflügelte, waren Fragen, auf die wir mit unserem Zusammenschluss antworteten: Wer sollte zu uns schreibenden Frauen stehen, wenn nicht wir selbst? Wann, wenn nicht jetzt? Wie, wenn nicht durch gegenseitige Ermutigung, durch gegenseitiges Lesen, durch gegenseitigen Rat? So begannen wir, ein 'Bulletin' für die Mitgliederfrauen herzustellen, das während Jahren vor allem Helen Stotzer und Liliane Studer betreuten und ausbauten. Wir führten Schreibwerkstätten durch oder Tagungen wie jene vom 14. November 1992 im Frauenzentrum Zürich, wo sich etwa sechzig Frauen einfanden und in vier Workshops an Lyrik, Dramatik, Literaturkritik und an der Analyse von Gewalt in Texten von Frauen arbeiteten.

Alleinsein und Nichtalleinsein sind in der Unvollkommenheit der zwei Zustände ein ständiger Stachel, die Bedingungen schöpferischer Arbeit zu verbessern

Im Lauf der Zeit wurde uns immer deutlicher bewusst, dass die wachsende Anzahl von Frauen, die mit dem Beitritt zum Netzwerk sich eines Teils ihres privaten Alleinseins entledigten, wünschte, «mehr in Gegenwart der Wirklichkeit zu leben», wie Virginia Woolf in einem ihrer Texte festgehalten hatte. Gerade mit dem Beitritt zum Netzwerk konnten sie eine kulturpolitische Aufgabe erfüllen: nicht nur für sich kämpfen, nicht nur, um «ein Zimmer für sich allein» zu haben, nicht nur um die eigene Sprache und um die eigenen Texte kämpfen, sondern zugleich für etwas Gemeinsames, für einen gemeinsamen

Kulturraum, der das Leben für alle erträglicher machen würde. Und so setzte sich das Netzwerk im Vorfeld der Abstimmung zum Kulturförderungsartikel am 1. Juni 1994 in Zürich und in Bern mit öffentlichen Lesungen einzelner Mitgliederfrauen für die Annahme des Artikels ein, ebenso wie es drei Monate später, am 7. September 1994, in Zürich, Basel und St.Gallen mit Lesungen und Musik ein eindrückliches Manifest gegen Fremdenhass präsentierte, um der Abstimmung zum Antirassismusgesetz ein frauen- und kulturspezifisches Gewicht zu verleihen. Wir hielten damals in Zürich fest, dass die schreibenden Frauen mit ihrem Netzwerk ein Modell gelebten Lebens vorstellen wollten, in welchem Fremdenfeindlichkeit und Rassismus keinen Platz haben, wohl aber gegenseitige Aufmerksamkeit, vielleicht sogar Förderung und Freundschaft.

Heute ist es nicht anders. Alleinsein und Nichtalleinsein sind in der Unvollkommenheit der zwei Zustände ein ständiger Stachel, die Bedingungen schöpferischer Arbeit zu verbessern – sowohl für die einzelne Schreibende wie für alle Mitgliederfrauen. Das Netzwerk, das sich 1995 ein neues Leitbild, ein neues Sekretariat und einen neuen Vorstand gegeben hat, bezeugt gerade damit seinen Willen, gegen den resignativen kulturpolitischen Trend das ursprüngliche Motiv der gegenseitigen Förderung und Ermutigung der schreibenden Frauen ernst zu nehmen.

Maja Wicki

Brief von *Isolde Schaad* ans Netzwerk schreibender Frauen

Isolde Schaad, 1944, freischaffende Autorin, Zürich.
Buchveröffentlichungen:
1980: Wie sich ein Kunstmaler in der Provinz einrichtet.
1984: Knowhow am Kilimandscharo.
1986: Die Zürcher Constipation.
1989: Küsschen Tschüss.
1994: Body & Sofa.
Theaterstück 1994: Auroras Nachlass.

Liebe Kolleginnen

Als Frischling älteren Datums möchte ich meinen Einstand mit einer Aufforderung 'feiern'. Wollen, sollen wir nicht ein Dossier zur sogenannten Rezeption, und das ist, wie figura zeigt, zu oft noch Diskriminierung, zu unserer Arbeit erstellen, vielleicht sogar mit einem Index für sexistische Kritik?

Auch ich neigte anlässlich des vorzüglich geleiteten und anregenden Podiums zum Thema 'Schriftstellerinnen in der Schweiz', an dem Ilma Rakusa, Nicole Müller und Elsbeth Pulver mit Doris Stump zum Thema diskutierten (9. Mai 1995, Stadthaus Zürich) zu Ilmas Haltung, Schriftstellerinnen seien allmählich gleichermassen vertreten; doch Elsbeth Pulver sprach dann von der Dürftigkeit, in welcher Autorinnen auf seriösen literarischen Bestenlisten erscheinen.

Es gibt jetzt wieder allen Grund, Sexismus im Literaturbetrieb zu monieren. Der zeigt sich vor allem in der Unterschlagung, Missachtung oder Ignoranz von CH-Autorinnen in der sogenannten Rezeption. Ein Beispiel: Da lässt das unter Laure Wyss zu Format und Renommée gekommene 'Magazin' im Jahre des Herrn 95 einen Reich-Ranicki seitenlang über Schweizer Literatur palavern, ohne nur eine einzige Schriftstellerin zu erwähnen. Der Interviewer hat offenbar auch noch nichts von Schweizer Autorinnen gehört. Ist dieser Fall von hochgradiger Unbewusstheit Absicht oder Zufall? Wenn uns gleich darauf eine bestätigende Mitteilung im 'Weltwoche Supplement' unters Auge kommt, erweist sich der Zufall als Absicht, und das ist dann blanke Diskriminierung.

In dieser Meldung wird auf das Jandl-Jubiläum geprostet, die Mit-Jubilarin Friederike Mayröcker, die manche Kenner für die bedeutendere Dichterin halten, kommt nur einmal als Name vor. Im weiteren sind ausschliesslich die männlichen Autoren des gepriesenen 'DU'-Heftes der Erwähnung wert. Doch wurden gerade die Aufsätze von Barbara Basting, Helga Leiprecht, Gerda Marko und Isolde Schaad, (der Schreibenden) bedeutend plaziert. Hat die Absicht hier Methode? Sind die Gründe, weshalb altgediente Kritiker und Publizisten die Arbeit von Kolleginnen nicht zur Kenntnis nehmen, allzu offensichtlich? Festzustellen ist: die Urteilsmacht – mit Betonung auf Macht – liegt in unseren Gazetten fest und unverbrüchlich in Männerhand – Frauen kommen manchmal vor, Frauen dürfen.

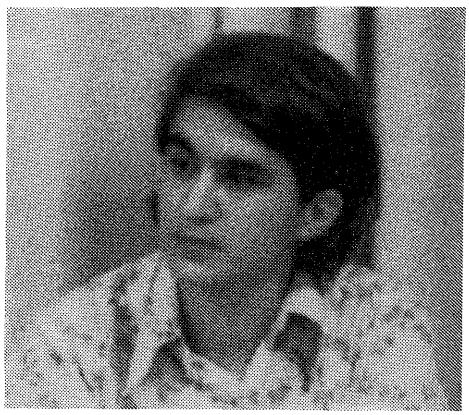
Auf Diskriminierung im Literaturbetrieb müsste ein Netzwerk schreibender Frauen reagieren. Diskriminierung zeigt sich vor allem in der Form der Missachtung oder Ignoranz von dem, was Frauen zu sagen und zu schreiben haben. Nur eine tote Autorin ist – vielleicht, eventuell – eine gute Autorin.

Sollten wir nicht laut und luise schreiben, wir sind schon da, und zwar schon lange? Wäre die geringste unserer Forderungen, elf Jahre nch dem Gleichstellungsartikel in der Bundesverfassung, nicht die Forderung, überhaupt vorzukommen? Das ist in den zunehmenden Jahren der Herren nicht garantiert.

Zürich, 29. Mai 1995 *Isolde Schaad*

Holozän-Lesungen an der ETH Zürich – ein Bericht

«Du schreibst. Du suchst ZuhörerInnen...»



Bettina Spoerri, 1968, lic. phil., Redaktorin, Zürich.
Arbeit an Dissertation.

Am 1. November 1995 habe ich im Rahmen des vom Schreibseminar bei Muschg initiierten 'Holozän II (Literatur am Poly)' (ETH Zürich) eine meiner Kurzgeschichten vorgelesen. «Was hat es für Dich (als Frau) bedeutet, mit einem Deiner Texte zum ersten Mal an die Öffentlichkeit zu treten?» Diese Frage von Maria Iori versuche ich hier zu beantworten.

«Du schreibst. Du suchst ZuhörerInnen. Du hast noch kein Buch veröffentlicht. Du willst mit Deinen Texten ans Licht der Öffentlichkeit. – Wir suchen Dich. (...)» – so las ich im letzten Sommer auf einem an der Universität Zürich aufliegenden Blatt. Es war die Ausschreibung für den zweiten Holozän-Wettbewerb. Etwas erschreckend und verlockend die Vorstellung, nach jahrelangem In-die-Schublade-schreiben und Nur-Nahestehende-lesen-lassen einmal mehr als nur jeweils zwei, vier oder ausnahmsweise sechs Augenpaaren einen Text zuzumuten – zu sagen: Jetzt wage ich es und gestehe meinen Texten diese Möglichkeit zu. Der Entschluss, nach langer Auswahlphase, eine meiner kurzen Erzählungen einzusenden, bedeutete erstens, eine Frechheit zu begehen, indem ich dieser Arbeit, die kein Mensch von mir verlangt – einer in Verborgenheit und mit Drang, Lust, Mühe, Spielfreude und einer Art lustvoller Nüchternheit erfüllten Auseinandersetzung mit Sprache – einen so wichtigen Stellenwert einräumte; es bedeutete, dass ich mein Schreiben ernst nahm und beschloss, einen, meinen Text aus dem geschützten Rahmen in einen Raum zu tragen, wo er vielleicht eine weitere Dimension erlangen, sicherlich aber verletzlich nackt dastehen würde. Zweitens bedeutete dieser Schritt, die Erzählung dem Urteil einer Jury auszuliefern und zugleich zu wissen, dass eine Jury lediglich eine Jury ist – eine Jury, die sich aus Menschen mit ihren Vorlieben und Abneigungen zusammensetzt.

Die Holozän-Jury (Katrin Eckert, Isolde Schaad, Heinz Schafroth, Niklaus Schefer-Meyer und Adolf Muschg), so erfuhr ich nach wochenlangem (verdrängtem) Warten, meinte, mein Text sei «bei ihr so gut angekommen, dass ...». Ich freute mich – trotzdem eine Jury eine Jury ist. Der positive Bescheid löste sogar eine intensive Schreibphase aus. Allerdings hatte ich beim Einsenden nicht so sehr an die konkreten Folgen gedacht, Ängste und Fragen wurden hervorgerufen: Was setzt Du Dich da aus?

Ist der Text wirklich so gut? Kann er standhalten? Wie wird die Veranstaltung sein? Wer wird da sein? Wie wird das Diskussionsklima sein? Unsicherheit befiel mich: Einmal fand ich den Text gut, dann wieder schlecht; nun störte es mich, dass es der eingesandte Text sein würde, den ich vorlesen sollte, obwohl er mir mittlerweile ferner war und ich lieber einen anderen gelesen hätte. Verunsichernd wirkte auch, dass mich erst drei Tage vor der Lesung eine der VeranstalterInnen anrief, um mir zu sagen, dass ich mich eine Viertelstunde früher einfinden sollte.

Als ich am 1. November in den Raum trat, sassen und standen da einige Leute, die sich kannten, miteinander redeten, diskutierten. Ich fühlte mich unwohl: Vor dem Lesen, nach dem Lesen. Hier war ich in eine 'Literaturwelt' geraten, mit der ich nicht viel anfangen konnte. Eine Welt, wo man, so mein Eindruck, wusste, was 'gute Literatur' ist; wo eine Sprache der Kritik gepflegt wird mit gemessenen, gewählten, vorsichtigen und doch schonungslosen Worten. Ist dies nur mein Feindbild, und es ist und war gar nicht so schlimm? Äusserst empfindlich nämlich war ich da: wie wahrscheinlich die meisten AutorInnen, die zum ersten Mal öffentlich lesen. Sie müssen indes auf alles gefasst sein – zum Beispiel darauf, wie mir neben auch Erfreulichem geschah, dass ein Mann im Publikum die Meinung äussert, der vorgelesene Text sei ein überflüssiges Stück Literatur (und der sich nachher in einem Brief entschuldigt, auf gleich anmassende Weise) –, oder dass sich Literaturpäpste wohlwollend-streng-väterlich über den Text beugen. Die Frage, ist dies nun «eine Autorin, ein Autor der Zukunft», wurde an der Veranstaltung selbst nicht ausgesprochen, tat aber doch ihre Wirkung. Hatte sich doch Holozän das Ziel gesetzt, ein 'Forum neuer Literatur' zu werden. Diesen Anspruch kann es äussern wegen der Beteiligung Muschgs, die den Holozän-Lesungen Gewicht verleiht. Was die literarischen Neu-'Entdeckungen' betrifft, ist er eine machtvolle Instanz. Doch ist dies nur ein Licht der Öffentlichkeit.

Ich denke, Lesungen – die ersten, aber auch noch die hundertste (sofern jemand so strapazierfähige Nerven und Stimmbänder besitzt) – zu halten oder zu hören, ist interessant, wenn sie weder einem Daumen-rauf-oder-runter-Verfahren noch der Selbstdarstellung der KritikerInnen dienen, sondern einem neuen Text erst einmal Raum und Zeit geben.

Reaktionen seitens der KritikerInnen – und damit wiederhole ich Binsen und Wahrheit – spiegeln immer deren eigene Schreiberfahrungen, ihr Expertentum, den Grad ihrer Literatur(theorie)kenntnisse und ihre persönliche Vorlieben wieder; es gibt keine objektiven Massstäbe oder Kriterien, mithilfe derer zu werten unverfänglich ist. Denn

sie geben nur einen je geschichtlich gewordenen Konsens wieder. Jegliche Einschätzung, die – explizit oder nicht – einer festen Vorstellung anhängt, was 'gute' Literatur ist, wirkt normierend. Wir lieben einen Text, wir lehnen ihn ab, mit rationalen und irrationalen Begründungen, es gibt so viele, ja unzählige Möglichkeiten zu schreiben – aufgrund wessen kann man hier Autorität sein wollen? Das Hervorheben, das Auf- und Abwiegeln, die Schlaglichter und -schatten, das dramatische Entdecken, Vergessen und Wiederentdecken: Davon lebt der sogenannte, immer noch deutlich männerdominierte Literaturbetrieb – der tatsächlich existiert und sich feiert.

Aus diesen Gründen ist es sehr wichtig, dass wir Frauen uns einen eigenen Raum schaffen, in künstlerischer Hinsicht und in der Art und Weise, wie wir – nicht: an die Öffentlichkeit treten, sondern wie wir uns erst eine eigene Öffentlichkeit schaffen. Wieviel braucht es, bis wir wagen, diesen Anspruch zu erheben? Dass wir uns vermehrt um Werkjahre, Stipendien, Unterstützungen, Freiräume bemühen und bewerben? Dass wir uns gemeinsam unterstützen, helfen, ermuntern? In einer kontinuierlichen Arbeit? Ein Schritt in diese Richtung sind die Lesungen, die das Netzwerk plant und organisiert. Alle schreibenden Frauen sind eingeladen, mit ihren Texten ans Licht dieser Öffentlichkeit zu gehen.

Bettina Spoerri

Die Suche nach der Frau und ihrer Stimme

Das Schweigen der Loreleien

Elisabeth Wandeler-Deck, 1939, dipl. Architektin ETH, lic. phil., Psychotherapeutin, Publizistin, Schriftstellerin, Zürich
Buchveröffentlichung:
1989: Merzbilder mit Verkehr.

Was predigt und was praktiziert Sprache, wenn sie *weiblich* sagen lässt, wenn behauptet werden kann, dies und jenes sei weiblich, nach *dem Weiblichen* fragen lässt, wenn sie ermöglicht, *Die Frau* zu schreiben, *als Frau* zu sprechen, *was will die Frau (das Weib)* zu fragen erlaubt. Es ist eines, wenn dies Predigen und Praktizieren so, in neutraler Form daher kommt, es ist ein anderes, wenn dabei das Autorsubjekt mitzudenken versucht wird. Es ist noch mal ein anderes, wenn ein Publikum hört und sieht, wer spricht.

Anlass zu meinen Überlegungen ist meine Irritation aus folgender Beobachtung: Frauen werden angefragt: für Vorträge. Sie werden angefragt: um einen Text. Frauen sagen ab. Sie schweigen. Sie arbeiten ja, an ihren Gedanken, an ihren Texten. Und schweigen. Öfter als notwendig?

Unter schreibenden Kolleginnen zum Beispiel oder in Auseinandersetzung mit Texten – literarische oder literaturtheoretische und philosophische – dachten wir immer wieder darüber nach, wie Weiblichkeit sich im Sprechen und Schreiben, im Fühlen somit auch, konstituiere. Wir taten dies oft, indem wir uns und einander die Frage stellten, was genau diese Frau andern Frauen zu sagen gehabt hätte, wenn sie gesprochen hätte, wenn sie geschrieben hätte, als Frau zum Beispiel, für sich, für Frauen. Für Frauen? Ob da das Problem war?

Als Frauen sprechen – steckt da nicht ein logisches Dilemma drin und wirkt sich aus in eine verwirrende Zerrissenheit beim Sprechen? Ich spreche. Ja. Und als Frau? Spreche ICH dann noch?

Frauen, wenn sie sich äussern, müssen dies als und für Frauen tun? Und was bewirkt das, nein, wie kommt das zustande, dieses FÜR FRAUEN sprechen? Muss da nicht, zuerst, die, die sprechen könnte, zum Schweigen gebracht werden, gar tot gemacht sein müssen, bevor ich ihr, einer Frau: DER FRAU, Stimme – lebendige Stimme nämlich – geben kann? Und wer schreibt dann noch? Ist es noch immer die, welche sich ICH meint, als Autorin versteht, ihres Textes nämlich, Subjekt ihrer Rede sein will?

Indem der traditionelle Feminismus für die Frau spricht, gibt er eine Stimme. Diese Operation heisst als rhetorische *Prosopopöie* und kann als *'ein Gesicht geben'* übersetzt werden. Dieses *'gegebene Gesicht'* verstellt und macht sichtbar in einem an Analogie zu einem Screen oder durchscheinenden und als Projektionsfläche zugleich funktionierenden Schirm.

Noch einmal: Was heisst dieser Satz, der mir im obigen Absatz passiert ist – «Frauen, wenn sie sich äussern, müssen dies als und für Frauen tun?» Handelt es sich hier um eine weitere Norm, um ein moralisches und auf diese Weise zwingendes Muss? Ist es nicht so, dass dies ALS FRAU und das andere FÜR andere FRAUEN sprechen aus einer Not immer wieder entsteht, dass es mit Realitäten zu tun hat, die aus der Aufgliederung unseres Sprechens, Tuns, im Geschlechterverhältnis aufeinander Einwirkens kommt? Es ist das Muss aus einer Not und damit erfüllt von der Hoffnung auf eine Notwendigkeit, auf eine Wendigkeit der Not gegenüber, in die ein WEIBLICHES Subjekt gerät, wenn es im Wissen um die Bedingungen

fühlten, antworteten über drei Viertel der MAZ-Absolventen mit Ja; bei den Absolventinnen waren es nur gut die Hälfte. – Wen wundert's.

'Frauenthemen'

Selbstverständlich ist es wichtig, dass frauenspezifische Themen bzw. die Sichtweise von Frauen in den Medien vorkommen. Und es ist naheliegend, dass sich Journalistinnen darum bemühen, diese Themen einzubringen. Aber das hat zur fatalen Tendenz einer Aufteilung der Themen in 'Frauenthemen' im Gegensatz zu den 'allgemeinen Themen' geführt. Die 'Frauenthemen' werden damit zu Randthemen gemacht und den Journalistinnen überlassen. Die Journalistin Eva Wyss erzählte in einem Gespräch über Frauen und Frauenthemen in den Medien (vgl. F-Frauenfragen 2/90), dass sie als einzige Frau auf einer Viererredaktion nicht die 'Frauenthemen' habe übernehmen wollen. Der Mann, der sich dazu bereit erklärt habe, habe aber nur ein einziges Mal einen frauenspezifischen Artikel geschrieben. Ansonsten seien die Frauen in der Zeitung nicht mehr vorgekommen. So sei ihr nichts anderes übriggeblieben, als sich wieder mit Schwangerschaftsabbruch, Mutterschaftstaggeld und Sexualstrafrecht zu befassen.

Rea Brändle, die in den achtziger Jahren Kulturredaktorin beim Zürcher *Tages-Anzeiger* war, beschrieb im Gespräch die Aufteilung der Themen in Frauen- und allgemeine Themen in der Literaturberichterstattung: «Ich habe redaktionsintern nie mit den Kollegen rivalisiert, die beispielsweise 'den neuen Grass' besprechen wollten, oder ein anderes Buch, das zum vorneherein als DIE Neuerscheinung der Saison galt. Dafür war ich eine der ersten im deutschsprachigen Raum, die einen ausführlichen Beitrag über das Werk Marlen Haushofers geschrieben hat. Das ging nicht immer reibungslos. Mir wurde oft vorgeworfen, ich würde mich bloss für Literatur von Frauen interessieren und andere nicht zur Kenntnis nehmen. Das stimmt so natürlich nicht. Ich habe immer auch Bücher von Männern gelesen, zum Besprechen aber habe ich sie andern überlassen, weil sich alle darum rissen. So hat sich bald eingespielt, dass ich zur 'Frauenbesprecherin' wurde. Das wurde mein Dilemma. Ich finde es nicht gut, wenn ganze Themenbereiche an eine einzige Person gebunden sind. Wenn beispielsweise Frauenthemen in der Zeitung nur behandelt werden, solange eine bestimmte Redaktorin sich darum kümmert. Diese Themen müssten in den Medien selbstverständlich werden.»

Journalistinnen geraten bezüglich Frauenthemen oft in eine Zwickmühle. Weigern sie sich, sich in die Ecke 'Frauenthemen' abdrängen zu lassen, werden frauenspezifische Themen gar nicht oder nur unzulänglich behandelt. Übernehmen sie aber den Job, werden sie auf diese – oft nicht prestigeträchtigen – Themen festgelegt, und es wird ihnen allenfalls noch der Vorwurf der Einseitigkeit gemacht. Gibt es nur eine einzige Frau in einem Ressort, kommt ihr rasch die undankbare Funktion einer Alibifrau zu, die für die Frauenthemen zuständig ist.

Arbeitsweisen

Dass sich die unterschiedliche Sozialisation von Frauen und Männern auch im Beruf auswirkt, ist nicht erstaunlich. Dies hat Vor- und Nachteile. Bettina Nyffeler hat in einer Umfrage unter Journalistinnen auf die Frage nach Unterschieden im Arbeitsstil zwischen weiblichen und männlichen Journalistinnen folgendes zutage gefördert: «Interessantes Ergebnis der Untersuchung ist, dass in zwei Punkten Konsens unter den Frauen besteht. Praktisch ausnahmslos sagen Journalistinnen, dass sie mehr auf ihre GesprächspartnerInnen eingehen. D.h., dass sie mehr zuhören und beobachten und dass sie die befragten Personen in ihren Artikeln auch mehr zitieren als ihre Kollegen.» (Nyffeler 1990) Und weiter waren sich die Journalistinnen einig: «Ich bin weniger auf der Jagd nach News und interessiere mich mehr für Hintergründe; das Primeurfieber geht mir ab.» (ebd.) Als negativ beurteilen die Journalistinnen ihr geringeres Selbstbewusstsein, die kleinere Konflikttoleranz und die weniger karrierefördernde Arbeitsweise, z.B. was die Themenwahl betrifft.

Zu den diesbezüglichen Entwicklungen in der Literaturberichterstattung äussert sich Rea Brändle im bereits erwähnten Gespräch: «Im Feuilleton macht sich neuerdings wieder ein Mechanismus bemerkbar, von dem ich glaubte, er sei überwunden. Gefragt ist wieder ein Literaturpapst, eine Instanz, die ständig Noten verteilt, die einordnet und Literatur positioniert. Das heisst, die Wichtigkeit eines literarischen Werks bemisst sich an der Anzahl der Zeilen der Rezension und nach dem Status der Person, die das Buch bespricht. Gleichzeitig bemisst sich, redaktionsintern, der Wert der MitarbeiterInnen auch nach den Büchern, die ihnen zum Besprechen gegeben werden. Dies ist ein wechselseitiges Auf- und Abwerten. Ich bezeichne das als männlich, weil ich beobachtet habe, dass Männer sich sehr viel bereitwilliger auf solche Hierarchisierungsgeschichten einlassen. Mich interessieren solche Statusfragen nicht.»

Frauenförderung

Grosso Ciponte befragte in ihrer Untersuchung die Redaktionen auch nach ihren Massnahmen zur Frauenförderung. Die Ergebnisse waren dürftig: 33 Prozent der Redaktionen gaben an, Frauenförderung zu betreiben. Als konkrete Massnahmen wurden geschlechtsneutrale Stellenausschreibungen (62%), Möglichkeit zu Teilzeitarbeit für Kaderleute (20%), Karriereplanung (14%), Kurse für WiedereinsteigerInnen (10%). genannt. Die wirksamste Massnahme, eine Quotenregelung, kannten nur zwei kleine Redaktionen.

Feministische Frauenpresse

Anders ist die Situation in den feministischen Frauenzeitschriften. Es gibt in der Schweiz fünf Zeitschriften, die seit Jahren regelmässig erscheinen: die *Frauezitig* FRAZ, die *emanzipation*

und die *Frau ohne Herz* in der deutschen Schweiz, *Femmes suisses* in der Romandie und *donnavanti* im Tessin (1990 eingestellt). Sie werden alle ausschliesslich von Frauen hergestellt und behandeln ihre Themen aus einem feministischen Blickwinkel. Ebenfalls von Frauen gemacht sind *das rote heft* (heute NORA) und *Schritte ins Offene*, die sich jedoch nicht explizit als feministisch bezeichnen. Mit den oben erwähnten Problemen müssen sie alle sich nicht herumschlagen. Dafür mit anderen: Es sind Zeitungen, die den Sprung in die Professionalität nicht ganz geschafft haben. Sie werden nebenberuflich hergestellt, meist nicht von Berufsjournalistinnen. Es können keine Löhne oder Honorare gezahlt werden, was sich oft zwangsläufig auch auf die Qualität der Beiträge und manchmal auf die Motivation der Macherinnen auswirkt. Ihre Auflagen sind niedrig; Vertrieb und Werbung sind nur beschränkt möglich, weshalb es schwierig ist für sie, über einen kleinen Kreis hinaus bekannt zu werden. Einzige Ausnahme ist die wöchentlich erscheinende Zeitschrift *femmes suisses*, die professionell arbeitet mit marktüblichen Entlöhnungen für die Journalistinnen.

Isabel Morf

Literatur:
Eidg. Kommission für Frauenfragen (Hg.): F-Frauenfragen, Frauen in Medienberufen, 2/90. Bern 1990.
Grosso Ciponte Angela: Vor dem Wort sind alle gleich oder Papier ist geduldig. Eine Untersuchung zur Lage der Journalistinnen in der Schweiz. In: F-Frauenfragen, 2/90. Bern 1990.
In den Medien nichts Neues. In: Klartext, 2/1994. Bern 1994.
Nyffeler Bettina: Journalismus: Von Schranken der Ethik – und für Frauen. (Seminararbeit.) Bern 1990.

Dieser hier gekürzte Text erschien erstmals in 'Viel erreicht – wenig verändert? Zur Situation der Frauen in der Schweiz', hrsg. von der Eidg. Kommission für Frauenfragen, Bern 1995. Wir danken für die Abdruckrechte.

Literaturvermittlung in der Erwachsenenbildung

Die Vielschichtigkeit literarischer Texte

Madeleine Marti, 1957, Dr. phil., Kursleiterin in der Erwachsenenbildung, Publizistin, Zürich.
Buchveröffentlichungen:
1991: Hinterlegte Botschaften.

In den letzten 15 Jahren habe ich verschiedene Erfahrungen mit der Literaturvermittlung in der Erwachsenenbildung gemacht. An der Paulus Akademie Zürich fanden in den achtziger Jahren regelmässig Tagungen zu Literatur von Frauen statt, die gut besucht waren. Neben Vorträgen und Lesungen gab es Arbeitsgruppen, in denen intensiv über Texte diskutiert wurde. Auch einen längeren Literaturkurs konnte ich im letzten Herbst an der Paulus Akademie leiten zum Thema: 'Auf Spurensuche – 20 Jahre Lesben in der Literatur'. Ein Dutzend Frauen zwischen 20 und 55 Jahren kamen, um sich mit Texten von Verena Stefan, Christa Reinig, Judith Offenbach, Nicole Müller und Anna Levin auseinanderzusetzen. Literarische Motive boten oft Anlass für die Reflexion des eigenen Lebens. In der Literatur waren Erfahrungen und Gefühle in Sprache gefasst, die eigenen Empfindungen entsprachen. Die unterschiedlichen Biographien und Generationszugehörigkeiten der Leserinnen waren mit eine Grundlage für ihre unterschiedlichen Bewertungen der Texte.

Das Interesse an Literatur ist bei Lesben offenbar sehr verbreitet: In ihrer Suche nach einer Identität als Lesbe, finden sie in der Literatur von Frauen lesbische Wünsche, Erfahrungen und Bilder in Worte gefasst – oft noch ehe sie im Alltag andere Lesben kennenlernen.

Bei Vorträgen zur Thematik von Lesben in der Literatur wurden in den anschliessenden Gesprächen oft Fragen zur lesbischen Existenz gestellt, Vergleiche zu anderen Texten gezogen und nach weiteren Texten gefragt. In Frauenbuchläden und -zentren entwickelten sich oft spannende Diskussionen, während in Universitäten die Zuhörerinnen kaum zu fragen wagten. Spannend wurde es jedoch auch an der Universität, als ich in Innsbruck ein Proseminar anbieten konnte, in dem die Studentinnen selber Interpretationen erarbeiteten. Gerade jene, die zu Beginn Vorbehalte gegenüber Lesben formuliert hatten, brillierten mit subtilen Textinterpretationen.

Im Unterschied zu diesem Interesse an der Literatur von Frauen in der allgemeinen Erwachsenenbildung, scheint es schwierig zu sein, im Rahmen von beruflicher Weiterbildung einen Literaturkurs anzubieten. An der Schule für Erwachsenenbildung EB Wolfbach Zürich, wo ich seit einigen Jahren allgemeine Deutschkurse gebe, habe ich mehrmals erfolglos einen Kurs zur 'berufstätigen Frau in der Literatur' ausgeschrieben, und auch andere Kurse an der EB zur Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts kamen nur knapp zustande.

Daraus abzuleiten, dass diese Erwachsenen kein Interesse an Literatur

hätten, wäre jedoch ein Trugschluss. In den allgemeinen Deutschkursen finden literarische Texte durchaus Anklang auch bei Leuten, die sonst keine Literatur lesen. Diese Deutschkurse richten sich an Menschen, die fliessend Deutsch sprechen (als Mutter- oder Zweitsprache). TeilnehmerInnen sind Frauen und Männer zwischen 18 und 70 Jahren (hauptsächlich zwischen 30 und 45), von denen die einen berufstätig sind im kaufmännischen, sozialen oder handwerklichen Bereich, während andere sich auf eine Aus- oder Weiterbildung vorbereiten, dritte den Wiedereinstieg in den Beruf suchen, vierte sich im Schreiben persönlich sicherer fühlen möchten und fünfte erwerbslos sind und die Zeit zur Weiterbildung nutzen. Hauptziel der Deutschkurse ist die Verbesserung der Sprachkompetenz durch Erweiterung der Kenntnisse in Grammatik und Stil, im Aufbau von Texten und natürlich im Schreiben.

Auf das Lesen literarischer Texte – Kurzgeschichten, Romananfänge, Gedichte – reagieren einige TeilnehmerInnen zu Beginn eher skeptisch. Mit der Zeit werden die meisten neugierig auf die Texte, analysieren und kommentieren sie mit Freude, lesen zuhause Autobiographien oder Romane, deren Anfang wir besprochen haben, oder lesen ihrer Tochter eine Erzählung aus dem Unterricht vor. Manchmal dient ein literarischer Text auch als Ausgangspunkt für freies Schreiben, so z.B. eine Skizze aus Marie Luise Kaschnitz' 'Orte'. Die einen vergleichen die Schilderung der Erzählerin mit ihren eigenen Beobachtungen, andere sprechen sie in einem Brief an und für dritte ist der Text Inspiration für eine neue Geschichte. Es ist erstaunlich, welche inhaltliche Vielfalt und welche Breite der Formen sich in den Texten der KursteilnehmerInnen zeigen.

Madeleine Marti

Das Frauen-Kunstforum in Bern

Ein Ort für Künstlerinnen

Ester Adeyemi, 1953, lic. phil., Kunstkritikerin, Bern.

Im September 1994 ist das Frauen-Kunstforum in Bern eröffnet worden. Die Vorbereitungszeit war äusserst kurz. Der zündende Gedanke dazu fiel im April in einem Gespräch zwischen den Künstlerinnen Anna-Maria Lebon, Pia Berla Kläy und mir: Die Schweiz braucht ein Frauen-Museum!

Die grosse Idee kürzten wir auf das Realisierbare: Eine Galerie für Künstlerinnen, die gleichzeitig ein Treffpunkt sein soll. Bald fanden wir einen geeigneten Raum gleich neben dem Berner Kunstmuseum, der Mietvertrag wurde unterschrieben und die Vorbereitungen für die Eröffnung liefen auf Hochtouren.

In fast gleichem Tempo habe ich nun über ein Jahr im Frauen-Kunstforum gearbeitet und reiche Erfahrungen gesammelt. Mit dem Café, der Buchhandlung und den Veranstaltungen hat es sein vielseitiges Angebot entfaltet und ist zu einem Begegnungsort geworden mit interessanten Gesprächen unter verschiedensten Leuten.

Das Frauen-Kunstforum hat sich in kurzer Zeit einen Namen gemacht. Das Bedürfnis nach einer solchen Institution ist offensichtlich sehr gross. Auch von den Medien wurde es wahrgenommen und in vielen Artikeln und Radiosendungen ist darüber berichtet worden. In fast jeder Hinsicht ist das Projekt erfolgreich angelaufen. Nur in einem Punkt hapert es: bei den Finanzen.

Wir können uns zwar über viele Spenden erfreuen, und auch dem Verein sind in wenigen Monaten mehr als hundert Mitglieder beigetreten. Aber leider wird viel zu wenig Kunst von Frauen gekauft. Das ist nicht nur im Frauen-Kunstforum so, sondern eine generelle Beobachtung.

Finanziell werden die Frauen an der kurzen Leine gehalten. Und auch die Solidarität unter Frauen bietet nicht das nötige Gegengewicht. Die finanziellen Sorgen beanspruchen einen grossen Teil der Aufmerksamkeit. Deshalb möchte ich hier ein Plädoyer halten: Kaufen Sie Kunst von Frauen! Mindestens ein Werk pro Jahr. Kunst kaufen ist nicht gleichzusetzen mit konsumieren. Der Kauf von Kunstwerken ist eine Form der Auseinandersetzung und des Engagements.

Ähnlich wie in der Politik nur ein konsequentes Wählen von Frauen das Ungleichgewicht aufheben kann, gilt es, in der Kunst bewusst Werke von Frauen zu kaufen. Das finanzkräftige männliche Publikum kauft lieber bekannte Namen, und darunter sind nicht viele weibliche, denn sie werden von den autoritätsstiftenden Institutionen selten gefördert – mit ein paar rühmlichen Ausnahmen.

Es gilt, einen Ausgleich zugunsten der Künstlerinnen zu schaffen. Bis jetzt war ich eher zurückhaltend – nach dem Motto: über Geld redet man nicht. Aber ich bin frau und muss mich davon befreien. Das Geld ist einer der grossen Stolpersteine für Frauenprojekte. Und auch für die meisten Künstlerinnen ist finanzielle Unabhängigkeit nur Wunschtraum. Ich kenne viele, die wegen finan-

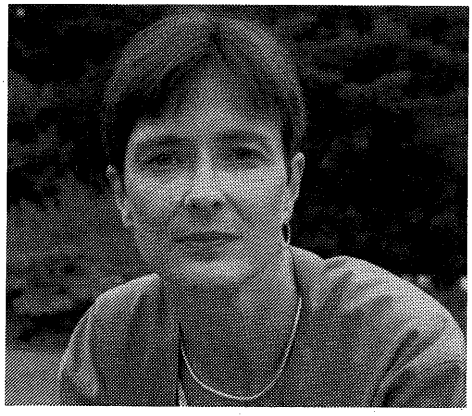
zieller Nöte an ihrer künstlerischen Laufbahn zweifeln. Und darunter sind solche, die alles daran gesetzt und Beachtliches geleistet haben, aber mangels Unterstützung nicht leben können von ihrem Beruf.

Auch wenn immer wieder behauptet wird, die Kunst habe kein Geschlecht, Beuys sogar sagt, die Kunst sei weiblich, wundere ich mich über die statistischen Zahlen, die unverrückbar festhalten, dass der Kuchen unter den Männern verteilt wird, die finanzielle Seite der Kunst offensichtlich männlich ist. Für Werke von Künstlern wird zehn- bis fünfzigmal mehr Geld ausgegeben als für Werke von Künstlerinnen!

Das Lied ist alt. Wir versuchen ein neues Lied anzustimmen, nur Werke von Künstlerinnen zu zeigen, aber das Lied wird verstummen, wenn nicht zumindest die Frauen sich solidarisch verhalten. Deshalb: Wählt Frauen, kauft Werke von Frauen!

Ester Adeyemi

Ein Brief ans Netzwerk schreibender Frauen



Barbara Haering Binder, 1953, Raumplanerin, Umweltberaterin, Nationalrätin, Zürich.

Liebe Kulturschafferinnen

Viertausend Zeichen stehen mir zur Verfügung, um meine Wünsche als Kulturpolitikerin an Sie als kulturschaffende Frauen zu formulieren. Dieses Angebot Ihrer Redaktion freut mich natürlich! Und doch: Ich denke, es ist der falsche Ansatz. Vom Politisieren mit Frauen habe ich nämlich insbesondere eines gelernt: nach gemeinsamen Zielen und gemeinsamen Strategien zu fragen. Und somit müsste wohl meine Einstiegsfrage lauten: Was wollen wir Frauen im kulturellen Bereich miteinander erreichen? Folgerichtig kann ich diese Frage heute nicht beantworten – aber ich freue mich auf unseren Dialog! Was ich jedoch skizzieren möchte, sind Schritte auf dem Weg zu einer gemeinsamen kulturpolitischen Arbeit von Frauen.

Erster Schritt: Vernetzung!

Die Welt der Kulturschaffenden und diejenige der institutionalisierten Politik berühren sich kaum. Umso wichtiger, dass wir uns über diese vielfältigen Grenzen hinweg persönlich kennen lernen, denn perönliche Kontakte bilden oft Ausgangspunkt und Grundlage gemeinsamer Arbeit. Dazu muss ich die Kuppel des Bundeshauses verlassen und Sie bei Ihrer Arbeit besuchen, bei Lesungen, Aufführungen oder Ausstellungen. Sie müssen Ihren Schreibtisch, Ihre Bühne oder Ihr Atelier verlassen und mich im Kontext meiner Politik kennen lernen. Wir Frauen sind aufgrund unserer Biographien und unserer Lebenszusammenhänge bis heute nur unzureichend vernetzt. Dies müssen wir ändern!

Zweiter Schritt: Struktur- und Prozessanalyse

Wir stellen fest: Die Arbeit kulturschaffender Frauen erhält nicht den Stellenwert, der ihr zukommt. Sie wird weniger wahrgenommen als die Arbeit kulturschaffender Männer; sie wird dementsprechend auch weniger gefördert. In die Diskussion um Qualität von Kunst oder gar um die Definition frauenspezifischer Kunst will ich allerdings nicht einsteigen; dazu bin ich nicht kompetent. Zudem würde uns dies hier in eine falsche Richtung und auf eine falsche Ebene führen. Hingegen müssen wir gemeinsam und im Detail analysieren, welche Strukturen in Organisationen des Kulturbereichs, welche Abläufe und welche Kriterien der Kulturförderung frauenhemmend wirken. Der Verein Feministische Wissenschaft hat diese Analyse für den Bereich der Forschung in den letzten Jahren systematisch erarbeitet und damit in den Institutionen der Forschungsförderung zunehmend Sensibilität geschaffen. Für den Bereich der Kulturförderung müssen wir diese Arbeit noch leisten.

Dritter Schritt: Einmischung!

Als drittes nun doch ein Wunsch, den ich an Sie richten möchte: Mischen Sie sich vermehrt ein in öffentliche und politische Diskussionen. Nehmen Sie Stellung zur Abrüstung, zur Fristenlösung, zum Rentenalter, zu den Bundesfinanzen, zum Rassismus; nicht als Expertinnen, sondern als Frauen, die in ihrem Leben Raum für Reflexion und Utopien schaffen. Wir sind angewiesen auf Ihr Mitdenken, um verantwortungsbewusste Entscheide zu treffen! Mit anderen Worten: Ich erwarte Ihre Stellungnahmen nicht nur in Bezug auf Kürzungen von Kulturbudgets!

Die Zusammenarbeit von kulturschaffenden Frauen und Politikerinnen wird nicht nur einfach sein, das ist mir bewusst. Allzu verschieden sind unsere Sprachen, allzu verschieden die Dynamiken und Sachzwänge, denen wir – bewusst oder unbewusst – folgen. Doch denke ich, dass in dieser Zusammenarbeit ein grosses kreatives Potential stecken würde. Wir müssen es nutzen – im Interesse einer Gesellschaft, in der Freiheit und Solidarität nicht mehr nur Schlagworte sind.

Barbara Haering

Die erste SCHREIBTISCH-Lesung unter Netzwerkfrauen hat am 21. Dezember in Zürich stattgefunden. Erster Eindruck der ersten Lesenden, die ich war:

Ein SCHREIBTISCH, der zum Fragen lädt...

Wir haben uns mit jener Offenheit getroffen, die Risiko und Chance zugleich ist. Wir haben kein einheitliches Konzept, wir kennen einander kaum, wir wissen wenig über die Kriterien der anderen. Gemeinsamer Nenner könnte sein: Wir sind Netzwerkfrauen, wir wollen lesen und zuhören, wir wollen uns mit eigenen und anderen Texten ernsthaft und engagiert auseinandersetzen. Meine Hoffnung: Dass uns vergleichbare Leidenschaft für Sprache und Inhalt, vergleichbare Neugier auf neuen Zugang zu diesen bewegt.

Jede Frage, jede Aussage zum Text lassen mich unwillkürlich den gegenwärtigen Standpunkt der Sprechenden fokussieren. Dort suche ich Zentrum und Potential des Dialogs: im Selbstverständnis. Möglicherweise im Gegensatz zur Diskussion *auf der reinen Sachebene.* Als Schreibende kenne ich keine reine Sachebene. Ich stehe für einen Text ein, dessen Standpunkt ich mit dem letzten Satz verlassen habe, und merke die Schwierigkeit, nochmals konkret dazu zurückzukehren, und gleichzeitig bejahe ich die Wichtigkeit, dies tun zu können. Könnte es sein, dass ein abgeschlossener Text nie abgeschlossen ist, solange ich ihn zu irgendeiner Verfügung stelle? Denn wenn mein neuer Standpunkt auch noch so weit entfernt ist von jenem Text: wenn ich ihn nicht mehr nachvollziehbar machen kann, mir selbst und anderen, dann fehlt ein Stück. Im Text selbst oder in meinem Gedankennetz.

Eine Frage, die sich konkret stellte, ist: Wird man einem Text eher gerecht, wenn er bereits vor der Lesung zur Verfügung gestanden hat? Das Überraschende eines unbekannten Textes stellt andere Anforderungen an eine Aufmerksamkeit, die sich gleichzeitig Vortrag, Form, Sprache, Inhalt und Rhythmus widmen muss. Ein vor der Lesung vorgelegter Text hat bereits jenen Anforderungen gerecht zu werden, die er grundsätzlich erst erfüllen muss, wenn er gedruckt öffentlich wird.

Was könnte mich daran stören? Mein Wunsch nach Symmetrie, denn am Schreib-Tisch sind wir keine Parteien von Kritikerinnen, Schreibenden und Lesenden. Wir sind alle alles zur gleichen Zeit, das Schwergewicht nur leicht verlagert von Mal zu Mal, von Lesender zu Lesender. Die Hörerin wird mit dem Unerwarteten konfrontiert, die Lesende wird überrascht von der Reaktion eines fremden Intellekts. Das Überraschungsmoment löst weniger ein reifes Urteil aus als vielmehr Fragen. Und gerade die Fragen sind das Wesentliche an einer Auseinandersetzung.

Ja, gerade die Fragen. Als Schreibende bin ich zuerst Denkende. Denken entzündet sich an der Frage. Ich betrachte die Fragen als stürmische Fülle voller Gegenbewegungen und das Schreiben als das stille Zentrum einer gezähmten Eigendynamik.

Die Frage wird mir laut: Was werde ich mit der geäusserten Kritik tun, die notwendig auch voller Widersprüche ist? Werde ich meine Texte überarbeiten? Werde ich zu einem neuen Ansatz finden wollen? Modifiziere ich meine Bilder, begradige ich meine Krummheit, kläre ich, was anderen neblig scheint?

Die Fragen meiner Zuhörerinnen zeigen auch, wo ich versäume, selbst mit Nachdruck nachzufragen. Nachdenken über das eigene Schreiben gebietet mir, auf jede Frage Antwort zu suchen. Nicht zur Zufriedenheit der Fragenden es sei denn, ich selbst sei die Fragende.

Auseinandersetzung macht den Weg zum Ziel. Unser Schreib-Tisch wird davon leben, dass wir einander unser Wissen, unsere Skepsis und unsere Arbeit nahe bringen. Auseinandersetzung unter einander wohlgesonnenen Frauen mag ein weiterer Schritt sein auf dem Weg zu einem Schreiben, das auch grossem Anspruch gerecht werden kann.

Maria Iori

Der nächste Schreibtisch findet am 15. Februar 1996 um 18.30h in Zürich statt. Ort: Quartier Kafi Kreis 5, Konradstr. 73. Tram 4+13 bis Museum für Gestaltung, Klingenstrasse entlang.

Literarischer Workshop mit Mariolina Koller-Fanconi. Vom Projekt bis zum Buch. 10. oder 11. Februar 1996 in Zürich. Anmeldungen/Anfragen an Koller-Fanconi, Edizioni, Cavaglia, 7742 Poschiavo, Tel. 082/ 5 12 68, Fax 082/50 093.

Neue Bücher von Netzwerk-Autorinnen

Irena Brezná: Falsche Mythen. Reportagen aus Mittel- und Osteuropa nach der Wende. eFeF-Verlag Bern, März 1996.

Dagmar Schifferli: Anna Pestalozzi-Schulthess. Leben mit Heinrich Pestalozzi. Pendo-Verlag, Zürich, März 1996

Esther Spinner: Meine Mutter hat meinem Vater mit einer Pfanne das Leben gerettet. Roman. eFeF-Verlag Bern, März 1996.

Claudia Storz: Burgers Kindheiten. Eine Annäherung an Hermann Burger. Nagel & Kimche AG, Zürich/Frauenfeld, März 1996.

Herzlichen Dank an alle Autorinnen, die ihre Bücher für den Frauenkongress-Tisch zur Verfügung gestellt haben. Damit ist ein Grundstock für eine Netzwerk-Bibliothek gelegt, der immer wieder zu solchem Zwecke verwendet werden kann!

Impressum

Redaktion: Maria Iori, Liliane Studer
Herausgeberin: Netzwerk schreibender Frauen, Postfach 2187, 5430 Wettingen 2
Telefon: 056/427 06 24
Nächster Redaktionsschluss: 20. April 96
Auflage: 1200
Druck: Soilant Zürich
Vereinszeitung für die Mitglieder